

Illyrisches Blatt.

ZEITSCHRIFT

f ü r

Vaterland, Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Redigirt von Leopold Kordesch.

N^o 17.

Dinstag den 27. Februar

1849.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern, Dinstag und Samstag. Der Preis des Blattes ist im Comptoir ganzjährig 3 fl., halbjährig 1 fl. 30 kr. Durch die Post ganzjährig 4 fl., halbjährig 2 fl. C. M.

Armeelied.

Gedichtet von Adolph Czernas,

Feld = Caplan im k. k. 56. Regimente Baron Fürstenwärtter, und in Musik gesetzt von Leopold v. Meyer. k. k. Kammer = Virtuosen.

Auf, Brüder, auf! die Trommelwirbel schallen! —!
Uns ruft zum Kampf das große Vaterland,
Und jene stolzen Siegesfahnen wallen,
Um die des greisen Führers Heldenhand
Des Ruhmes junge Lorberreifer wand!
Auf, auf zum Kampf,
Aus Pulverdampf
Des Ruhmes Licht
Verkläret bricht!

Auf, auf zum Kampf mit heiligem Vertrauen!
Der uns den Helmsführer hat geschickt,
Wird prächt'ge Siegespforten uns erbauen,
Auf, Brüder, auf zum Kampf! der Sieg, er glückt,
Mit Zuversicht das Aug' zum Himmel blickt! —
Die Erde dröhnt,
Der Donner tönt,
Weckt Kampfeslust
In Kriegersbrust!

Seht ihr die Sterne an dem Himmelsbogen?
Lucia, Sona glänzt im lichten Schein,
Vicenza, Volta und Custozza wogen
In Siegesstrahlen, sonnenklar und rein, —
Zu Einem Kranze sie den Lichtkron weih'n
Für's greise Haupt,
Das ruhmumlaubt
Zum Muth uns weckt!
Die Feinde schreckt!

Last dieses Feldherrn würdig uns bewahren,
Des jungen Kaisers festes Bollwerk seyn,
Last die errung'nen Lorberreifer mehren,
Dem theu'ren Fürsten unser Herzblut weih'n,
Auf, daß durch uns're treuerg'benen Reich'n
Ein Liebesband
Das Vaterland
Und Fürstenrecht
Mit Kraft umflecht! —

Auf, Völkerschaar! die sich an Busen schmieget
Des großen Vaterland's, auf, Völkerschaar,
Die auf gewalt'gen Riesensitt'gen wieget
Der ruhmgekrönte, stolze Doppelsaar
Auf denn, und reich' die Hand zum Bunde dar!!

Ein Oesterreich
Werbrüder' euch,
Das groß und stark,
Im eignen Mark! —

Auf, Cameraden! Schmiebet aus den Waffen
Ein Eisenband um unser'n Völkerstaat,
Last uns Ein ein'ges, starkes Oesterreich schaffen,
Und jeder Spaltung gift'ge Wucherlaaf
Zerretzen durch vereinter Kräfte muth'ge Thar!
Wer Oesterreich droht,
Greil' der Tod
Durch unser Schwert,
Das siegbewährt!!

Die Sage vom Nautilus.*)

Im atlantischen Meere, unweit der westindischen Inseln, aber noch ein gut Stück östlicher — den genauen Breitengrad weiß man selbst nicht mehr — da lag, von Palmen und allen südlichen tropischen Gewächsen überschattet, eine Insel, wie sie sich die Phantasie nicht schöner und lieblicher malen könnte. Ihre Bewohner waren glücklich, sie kannten keine Bedürfnisse weiter, als die, die ihnen ihr kleines Reich bot, und in Unschuld und Gottvertrauen war jeder erwachende Morgen nur der Vorbote eines neuen Freudentags.

Der Geist aber, der alle guten Menschen bewacht und der diese kleine Insel unter seinen besondern Schutz genommen, zog eine weite Dunstwolke von undurchsichtigen, ja für Fremde von undurchdringlichen Nebeln um sein Reich, denn er hatte gesehen, wie es den Einwohnern der benachbarten Inseln, wo damals die Portugiesen zuerst gelandet, ergan-

*) Der Nautilus, ein dem Meere entflammtes Geschöpf, besteht aus einer dünnen, aufgeblasenen Haut, und spielt bei Tage wunderschön in rothen und blauen Farben. bei Nacht aber leuchtet es so stark, daß man eine glühende Kugel einherschwimmen zu sehen glaubt; es hängen Fühlfäden, wohl 4 Fuß lang, an ihm hinunter, bei deren Berührung man einen Schmerz empfindet, als ob man in einen Brennesselbusch griffe. So schön das Thierchen in seinem Elemente, im Wasser, aussieht, eben so auffallend verändert es seine Beschaffenheit, wenn man es demselben entzieht; es wird schnell weiß und matt, verliert den Glanz und trocknet zusammen, wie eine hausenblasenartige Masse.

gen war. Er wollte sein Land vor ihrem Geiz und ihrer Raubgier schützen, und jenen Nebel hatte er so gezogen, daß es kein ausländisches Fahrzeug, wenn es nicht einen Eingebornen der Insel selbst an Bord hatte, finden konnte.

Da geschah es einst, daß ein Paar Fischer, die mit ihren leichten Rähnen dem Meer die schmackhafte Beute entzogen, weit hinauszogen in die ruhige, stille See, denn für ihre Augen war der Nebel gar nicht sichtbar. Dort warfen sie ihre aus Palmfasern gewobenen Netze aus, und lehnten müßig dabei zurück, bald die kristallene Fluth, bald den reinen, über ihnen ausgespannten Himmel betrachtend. So mochten sie ein Paar Stunden geträumt und gefischt haben und eben wollten sie sich wieder zur Heimfahrt rüsten, als sie in weiter Ferne einen dunklen Gegenstand auf dem Wasser entdeckten, von dem sie nicht recht wußten, was sie daraus machen sollten — war es ein Fisch oder eine Insel. Für einen Fisch schien es fast zu groß, eine Insel, wußten sie, lag auch nicht in der Gegend; da beschloßen sie denn, um sich gleich selbst von der Sache zu überzeugen, ein Mal hinzurudern und zu sehen, was es eigentlich wäre. Sie übertraten damit ein Gesetz, das auf ihrer Insel, von ihrem Schutzgeist gegeben, herrschte, und das jedem Insulaner verbot, das Ufer mehr als eine bestimmte Strecke zu verlassen, und nie, bei ihrem Leben, wenn sie je einen Fremden außerhalb trafen, ihm den Ort zu bezeichnen, wo ihr Vaterland lag.

Sie ruderten nun mit aller Macht auf den wunderlichen Gegenstand zu, der immer weiter und weiter aus dem Wasser zu steigen schien, und waren schon fast in Wurfsnähe gekommen, ehe sie entdeckten, daß es ein großes Schiff mit Flügeln sey, auf dem sich lebende, fremdartige Wesen befänden, denn diese hatten bis jetzt, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit die Annäherung des kleinen Rähnes beachtend, so ruhig gestanden, daß gar keine Bewegung an Bord sichtbar geworden war. Nun merkten die armen Insulaner wohl, wie unrecht sie gethan hatten, und wollten schnell noch zurückkehren. Das war jedoch zu spät, — vom Schiff stieß schnell ein mit kräftigen Ruderern bemanntes Boot ab, das sie in kurzer Zeit einholte und ohne weitere Umstände gefangen nahm.

So sehr nun aber auch die armen Leute erschrocken und staunten, als sie alle die wunderlichen und fremdartigen Dinger erblickten, von deren Daseyn sie bis jetzt keine Ahnung gehabt, so wenig waren sie durch Bitten oder Drohungen dahin zu bewegen, den Ort zu nennen, wo sie und die Ihrigen wohnten, obgleich man sie erst bat und ihnen dann mit Gefangenschaft und Tod drohete. Endlich fiel der schlaue Portugiese auf ein anderes Mittel — er merkte bald, wie gutmüthig und treuherzig die Insulaner seyen, und gab ihnen nun durch Zeichen zu verstehen, er befände sich in der fürchterlichsten Noth und müßte, wenn sie nicht bald Land erreichten, mit all' seinen Leuten verhungern.

Das half — die armen Söhne der Wildniß, die gar nicht wußten, was eine Lüge war, glaubten natürlich gleich

Alles, bedauerten die armen Menschen und versprachen, sie auf ihre Insel zu führen, wo sie sich erholen könnten — nahmen ihnen aber erst einen heiligen Schwur ab, daß sie sowohl Niemanden von ihrem Eiland etwas sagen, noch je dahin, wenn sie es ein Mal verlassen, zurückkehren wollten.

Wer war froher, als die Portugiesen! Sie versprachen und beschworen Alles, was man von ihnen verlangte, und sahen nun schon nach zweistündiger Fahrt ein Paradies vor sich, wie sie kaum geglaubt hatten, daß es ein ähnliches auf der Erde geben könne. Mit Jubelruf und unter dem Abfeuern ihrer Kanonen, aber zum Entsetzen der friedlichen Bewohner, landeten sie an dieser Küste, pflanzten dort eine Fahne auf — deren unheilbringende Bedeutung die Insulaner damals noch gar nicht kannten — und wollten nun förmlichen Besitz von dem so entdeckten Festlande nehmen. Es war aber ein sehr kleines und schwach bemanntes Fahrzeug und mochte sich wohl nicht recht getrauen, mit den Tausenden anzubinden, die hier von allen Seiten herbeiströmten. Der Capitän beschloß daher, sich den Ort zu merken, was er an der ungeheuren Nebelbank, die umherlagerte, leicht thun konnte, und segelte dann am dritten Tag, nachdem er vergebens gesucht hatte, einige der Insulaner mitzunehmen, von dort wieder ab, lockte aber vorher noch einen Knaben an Bord, um doch wenigstens in der Heimath zeigen zu können, was für Menschen es hier gäbe. Nicht bald wollte er mit hinreichender Macht zurückkommen, um dieses wahrhaft zauberisch schöne Land seinem König gewinnen zu können. An die armen Leute selbst, die ihn so gastfreundlich aufgenommen, dachte er gar nicht.

Der gute Geist dieser Insel sah mit Trauern ihren Untergang und die Verrätherei der Fremden voraus, aber er durfte nicht eingreifen in das Schicksal, und in einer düstern Wolke lagerte er Monate lang über dem blühenden Lande. Wie er es gedacht, so geschah es auch. — Die Portugiesen glaubten, solche, den Wilden und Heiden gegebenen Schwüre brauche man nicht zu halten — ja, wenn es Christen gewesen wären, dann hätte die Sache ein anderes Aussehen gehabt — aber so — o, Gott bewahre! Es gibt Menschen, die sich oft bei ihren Schlechtigkeiten einreden, sie thäten noch ein gottgefälliges Werk; so suchten auch diese ihr, ja vielleicht wachwerdendes Gewissen damit zu beschwichtigen, daß sie jene Heiden ja — zur christlichen Religion bekehren und ihre Seelen dadurch retten wollten. —

Die durch den Geisterfürsten beschützte Insel würden sie aber gar nicht wieder gefunden haben, da sie ja den Augen Fremder verborgen lag, der Knabe aber, den sie mit zurückbrachten, da er im fremden Lande vor bitterem Heimweh und Herzeleid fast gestorben wäre, und der jetzt nicht wußte, daß er dadurch gerade die Seinen verriethe, rief, als sie schon eben vorbeisegeln wollten, fröhlich aus:

„O mein Vaterland — laßt mich zu meinen Ältern!“

Jetzt fiel es ihnen wie Schuppen von den Augen, wieder könnten die Kanonenschüsse, und eben sollte der schwere Anker in die Tiefe rollen, da erschien der Wasserkönig in all'

der entseßlichen Pracht vor den zum Tode erschreckten Meineidigen, und mit Donnerstimme rief er ihnen zu:

„Lügner, die ihr wart — an Euch und Eurem Gott — Undankbare, die Ihr das Mitleiden wackerer Menschen dazu benutzten wollt, sie elend zu machen — Meineidige — Gotteslästerer — so gehet denn hin und erntet den Lohn Eurer Sünde. Ihr sollt von nun an in Eurem Schiffe, das zu der Größe Eurer Ehrlichkeit zusammenschrumpfen wird — den weiten Ocean befahren und so lange darauf umherirren, bis ihr im Stande seyd, ein Schiff Eurer Brüder zu bewegen, daß es Euch folgt und diesen Strand betritt, der von nun an eine unfruchtbare Einöde seyn wird. Fahret hin, und mag der Fluch der durch Euch unglücklich gewordenen Unschuld Jahrtausende lang in Eure Ohren gellen.“

Es wurde so, wie der alte Meeresfürst gesagt hatte. Unter fürchterlichen Blitzen sank die schöne Insel auf den Grund des Meeres hinab und eine unwirthbare Klippenbucht — ein Schrecken der Seefahrer — stieg dafür empor. — Das portugiesische Kriegsschiff aber schwand zu einem kleinen, muschelartigen Wesen herab, das Niemand mehr für ein Schiff erkennen kann, und sucht nun, am Tag durch helle, bunt schimmernde Farben, Nachts aber durch seinen funkelnden Feuerchein die den Ocean befahrenden Schiffe auf. — In jener Gegend besonders schwimmt es oft Tagelang um sie herum, um sie zum Folgen zu bewegen; aber man kennt die schlauen Verführer — sie wollen den ehrlichen Schiffer nur auf ihre jetzt wüste Insel locken, um selbst gerettet zu seyn; es gelingt ihnen aber nicht, und der fromme Seemann schlägt ein Kreuz und murmelt einen Spruch, sobald er ihre unheilige Nähe entdeckt.

Wenn sie das merken, ziehen sie traurig die Segel ein und versinken tief, tief hinunter in die Fluth, und dann geschieht es nicht selten, daß das Meer aufkocht und tobt und schäumt, und den armen Schiffern den Untergang droht. Das ist aber der wilde Grimm des Nautilus, der kein Ende seines Elends sieht, und nun machtlos zürnt und wüthet.

Das ist die Sage vom Nautilus, wie sie sich vom Vater auf den Sohn vererbt hat, und daß sie wahr ist, beweist die Klippenreihe, die von den Seeleuten noch immer „das todte Riff“ genannt wird.

Der Schatz.

Aus den Papieren eines Offiziers.
(Fortsetzung.)

Diese mit großer Ernsthaftigkeit vorgebrachte Rede machte mich wieder besorgt für den gesunden Verstand meines Reisegefährten; ich suchte daher abermals dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, indem ich mich in allgemeine Betrachtungen und Bemerkungen über die mancherlei Mißgriffe erging, die Napoleon in militärisch-politischer Hinsicht in der letzten Zeit gemacht, und die endlich seinen Sturz und Untergang herbeigeführt hatten. Der Hauptmann stimmte mir bei, und war, ehe ich mich dessen versah, wieder beim russischen Feldzuge, dem verhängnißvollen Rückzuge und dem Berge

von Ponary. „Mein Gedächtniß,“ schloß er seine Betrachtungen, „ist vortrefflich, allein ich will gleich des Todes seyn wenn ich mich auch nur im entferntesten der alten, knorri-gen Weide erinnern kann, die mir der Greis im Traume zeigte. Diese muß ich nun auffuchen, um den mir bestimmten unermeßlichen Schatz zu finden und zu heben.“ — Ich konnte nicht umhin, mich über den Köhlerglauben meines sonst so verständigen Reisegefährten zu wundern, so oft er sich auch schon gezeigt hatte, und aufrichtig zu wünschen, daß ihn sein Glaube nicht täuschen und irre führen möchte. „Ganz unmöglich,“ äußerte er zuversichtlich, „ich sah die alte Weide im Traume zu deutlich und bestimmt, und höre noch des unbekanntes Greises dumpf tönendes: „Hier liegt das Geld!“

Ich versuchte es nicht weiter, den Hauptmann von seiner firen Idee abzubringen, und bat ihn nur scherzend, mich benachrichtigen zu wollen, wenn er den Schatz gehoben hätte, und mir dann etwas davon abzugeben. Er versprach dies und schrieb meine Adresse in seine Schreibtafel. In Lissit schieden wir mit einem herzlichen Händedruck von einander; mein Schatzgräber und angehender Crösus fuhr gerade aus nach Wilna; ich links ab nach Memel und von da nach Mitau. Hier wurde das Bild des wunderlichen Schatzgräbers durch andere wichtige Geschäfte und Abmachungen in den Hintergrund gedrängt, bis es plötzlich, durch folgende Kundmachung, die ich daselbst in einer Zeitung las, aufgefrischt, von Neuem lebendig in meinem Gedächtnisse auftauchte.

Wilna, den 4. (16.) April 1827.

„Es wird seit etwa acht Tagen Herr Jean Mery, vormals Hauptmann in französischen Diensten, der sich seit der Mitte Februars hier aufgehalten hat, angeblich um einen von ihm bei dem Rückzuge der französischen Heere im December 1811 bei Ponary vergrabenen Schatz aufzusuchen, vermißt. Man will ihn zuletzt auf dem unmittelbar an der großen Straße befindlichen Felde gesehen haben. Auch soll ein heftiger Streit zwischen ihm und den von ihm gedungenen Arbeitern Statt gefunden haben. — Wer hierüber, so wie überhaupt von dem gegenwärtigen Aufenthalt oder Schicksal des Vermißten irgend eine zuverlässige Auskunft ertheilen kann, wird aufgefordert, sie sofort der Gouvernementsregierung mitzutheilen.“

Diese Anzeige gab mir reichen Stoff und Anlaß, mich mit dem muthmaßlichen Schicksal meines vormaligen Reisegefährten zu beschäftigen, der, wie ich keinen Augenblick bezweifelte, ein Opfer seines abenteuerlichen Unternehmens geworden war.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Kossuth's Weib. — Den Briefen einer Dame, welche in Kühn's „Europa“ mitgetheilt werden, entnehmen wir folgende nicht uninteressante Schilderung von Kossuth's Gattin: „Wissen Sie, theurer Freund, wen ich mehr hasse als Kossuth? — Sein Weib. Das ist ein hartes Wort! Und ich möchte es gerne mit einem milderen vertauschen. Könnte ich das Universum vermögen, dieses und alle ihr ähnlichen Weiber — gleichsam reuig zurücknehmen; so würde

ich es an eindringlichen Bitten darum nicht fehlen lassen. Es ist ein Weib, das aus dummem Stolz sich ihren Thron zur Herrschaft erbaut, das alle die großen Momente, die aus großen Verhältnissen hervorgehen, in kalte Verstocktheit, als gebühre ihr das, hinnimmt, ohne Andacht, ohne Bedürfnis, einem höhern Wesen dafür zu danken, und in lauter eiteln Verstandes-Trödel die irrthümlichen Empfindungen ihrer Seele umsetzt. Ich sage Trödel, denn sie schleppt sich ja doch nur mit der Schale, um den Kern ist's der leeren Eitelkeit gar nicht zu thun. Ueber so ein Weib breche ich den Strab, denn sie hat sich gezeichnet, und ist eine Gezeichnete; der Segen weicht von ihr. K o s s u t h ist weich, hängt leidenschaftlich an dieser Frau, und sie ist's, die seine Eitelkeit zu völligem Wahnsinn aufstachelte. Wie eine Furie trieb sie ihn von Stufe zu Stufe, bis er, vom Schwindel ergriffen, das Bewußtseyn völlig verlor. Man wird sagen: „da ist er ein elender Schwächling, wenn er von einem Weibe“ — Ich selbst als Weib darf da nichts entgegenen; aber solche Dinge wiederholen sich in der Weltgeschichte nicht selten an starken, charakterfesten Männern. Ist nun zufällig so ein einflußreiches Weib ohne allen moralischen und religiösen Glauben, ohne Furcht vor Gott, ohne Demuth vor etwas Höherem, so bleibt dem Manne nichts übrig, als um jeden Preis von sich abzustreifen, was die Natur heilig macht, Gott und Menschen näher rückt. Der Mann darf sich in solchen Dingen vom Weibe nicht überflügeln lassen. *)

Das züchtige Geschlecht — wird in folgender Annonce einer „Wiener Ztg.“ eben nicht sehr glänzend charakterisirt: „Ein Mädchen, 18 Jahre alt, fein gebildet, bietet sich zur Ehegattin oder auch zur Freundin an, als letztere nur einem Freunde, der ihr ein angenehmes Leben verschaffen kann.“ Jedenfalls eine theure Freundschaft, das!

Der Wahlpruch — Sr. Majestät des Kaisers Franz Joseph I. lautet: „Viribus unitis“ „Durch Vereinigung der Kräfte.“ Ein schöner, erhabener Wahlpruch, durch dessen Anwendung Oesterreich das ungetrübteste Völkerglück, die strahlendste Ruhmesglorie zu Theil werden kann, wenn Volk und Kaiser ihn immer im Herzen trägt und in seinen Thaten ausprägt.

Hofleben in Olmütz. — Ein Olmüzer Correspondent der „Deutschen Zeitung“ gibt ein flüchtiges Bild des Hoflebens in Olmütz. Die altpanische Etikette und Grandezza ist mit der Thronbesteigung Franz Joseph's I. wohl für immer aus der Burg der Habsburger verschwunden. Der jugendliche Monarch ist Jedermann leicht zugänglich und hat während seines Aufenthaltes bei M a d e s k y im vorigen Jahre die Ungezwungenheit des Militärlebens schätzen gelernt. Bei seiner Rückkehr soll die Gewohnheit, zuweilen eine Cigarre zu rauchen, welche er in den Feldlagern der italienischen Armee angenommen hatte, viel Nasenrumpfen am Hofe zu Innsbruck verursacht haben; es war bis dahin unerhört, daß ein kaiserlicher Erzherzog geraucht hatte. Der Monarch steht pünktlich jeden Morgen um 6 Uhr auf und beschäftigt sich dann einige Stunden sehr ernstlich mit politischen und juristischen Studien. Sind die Minister anwesend, so wohnt er jedesmal ihren Beratungen bei. Zur Tafel werden täglich

einige Gäste geladen, sowohl vom Civil als vom Militär, und nicht etwa bloß die Honoratioren; der jüngste Lieutenant erhält so gut seine Einladung als der Festungscommandant, der Bürgerausschußmann so gut als der Bürgermeister. An der Tafel selbst herrscht ein ungezwungener Ton. Die Mutter des Kaisers, die Erzherzogin Sophie, nimmt selbst häufig an dem Gespräche Theil; namentlich ist die Hauptstadt und die Zustände derselben der Angelpunct, um welchen sie es zu führen liebt. Immer spricht sie ihr Bedauern über das Unglück aus, das ihre lieben, verführten Wiener betroffen, und daß trotz der strengen, über sie verhängten Maßregeln noch immer keine Ruhe werden wolle, welches den Hof verhindere, dahin zurückzukehren. Abends wird gewöhnlich das Theater besucht, auf welchem jetzt abwechselnd die Mitglieder der beiden Hoftheater in Wien spielen sollen.

Correspondenz.

(Fortsetzung.)

New-York am 7. Jänner 1849.

Weiters haben die Deutschen hier, und größtentheils in allen Städten der Union, die Eigenschaft des Chamäleon. Wenn die Deutschen herüber kommen, da sind sie allesamt Demokraten vom reinsten Wasser; sind sie aber erst ein Paar Jahre hier, und hat sich ihr Zustand verbessert, oder sie kommen mit den amerikanischen Whigs oder Aristokraten in eine Geschäftsverbindung, flugs streifen sie die dicke demokratische Haut ab und schlüpfen behend in die servile und weiche der Whigs. Alsdann soll man diese Leute reden hören; aus allem ihren Thun und Treiben erkennt man den edelhaften Renegaten, der die schlechten Eigenschaften der Whigs wohl besitzt, aber das Gute von denselben nicht annimmt. D yfui! über solche mit Pfauenschedern geschmückte Raben. Kommt man aber in's Land, wie wohlthuend ist es einem echten Deutschen! da ist doch alles deutsch; deutsche Landschulen, man findet des Sonntags Tanz, Kegelschieben, sogar den Weihnachtsbaum, kurz Alles erinnert uns an Deutschland; die Männer, kerngesunde Demokraten, und die Jungen, deren Wenige Englisch verstehen; die rothwangigen Töchter, beim Nähen oder Schälern des weissen Korns sitzend; auch die deutsche Tabakspfeife — o wie wohl thut das nicht einem Patrioten, der eine neue deutsche Generation in diesem kräftigen Volke sieht! — Das bei der dießjährigen Präsidentenwahl die Whigs an's Ruder gekommen sind, daran sind wieder die Deutschen in den Städten Schuld. Da die Irländer die arbeitende Classe der Amerikaner, und bei 3 Millionen Deutsche Demokraten sind, so müssen die Whigs jedesmal, wenn sie in Majorität kommen wollen, eine besondere List gebrauchen. Es stellen nämlich die deutschen Whigs 2 Candidaten aus der Demokratenpartei als Präsidenten auf; merken nun die Demokraten den Unrath nicht, so spalten sie sich in 2 Parteien, und so gewinnt es den Whigs, ihre Partei an's Ruder zu bringen. Indessen besteht aber der Congreß größtentheils aus Demokraten, folglich ist der Einfluß des Präsidenten paralysirt. Merkwürdig ist die Bottschaft des abtretenden Präsidenten an den Congreß, worin er den Bericht des General-Landammtes vorliest, und die ungeheure Ausdehnung des Flächenraumes der Vereinigten Staaten vorlegt. Derselbe beträgt, mit Einschluß von Oregon, Californien und Texas, 3.252.574 Quadrat-Meilen, zwar englische, wovon 5 auf eine geographische oder deutsche gehen, dessen ungeachtet ist der Flächenraum so groß, wie ganz Europa, und auf diesem ungeheuren Gebiet wohnen gegenwärtig bei 26 bis 28 Millionen. — Du schreibst mir, ob man hier mit Induftrieartikeln keinen Handel machen könnte; allein da bin ich noch zu wenig erfahren, und was ich darüber erfragt habe, mir nicht genug; so viel kann ich Dir mit Gewißheit sagen, daß man mit Wein, dünnen Zwetschen, dann mit Schmuckstücken, von den gepreßten Metalländer Waren, die hohl sind, ich kann sie nicht recht beschreiben, noch ganz gute Geschäfte machen kann. Zwetschen wachsen keine hier, und das Pfund kostet hier 24 Fr., den Centner bekommt man für 30 bis 36 fl. 46 Fr. Wenn Du mir welche schicken kannst über Triest, so könntest Du mir auch etwas Wein, dann von den gestrickten Leibeln und Stuken, jedoch von guter Sorte, zur Probe senden. Ein Paar Frauenschuhe kosten hier 1 Thaler, auch darüber, aber sie sind sauber gearbeitet.

(Schluß folgt.)

*) Die Charakteristik dieses Weibes ist durchaus treffend und um so unbestreitbarer, als wir aus sicherer Quelle wissen, daß die Frau Ministerin, als ihr einige Freundinnen zu ihrem schnellen Aufschwunge gratulirten, selber sagte: „Seid ruhig, meine Lieben, für mich ist ein Thron bestimmt!“
D. Red.